

Ist jede Muslimin unterdrückt?

Der nach den Anschlägen in Hanau einberufene Expertenkreis legt seinen Bericht zur Lage von Muslimfeindlichkeit in Deutschland vor. Ergebnis: Vorurteile, wohin man blickt.

Muslime sind die größte Minderheit in Deutschland. Zu glauben, zu wissen, wie Muslime grundsätzlich sind, ist etwa so, als behauptete man, alle Radfahrer zu kennen. Vorausgesetzt, die Zuschreibung „Radfahrer“ lasse sich als religiös motiviert argumentieren. Denn über die Wahrnehmung von Muslimen in Deutschland lässt sich bekanntlich gar nicht reden, ohne über die Wahrnehmung ihrer Religion zu reden.

Weniger bekannt ist, was der erste Bericht zur Lage von Muslimfeindlichkeit in Deutschland heute zutage fördert. Nach den Anschlägen in Hanau wurde im September 2020 noch von Horst Seehofer ein Expertenkreis einberufen, der zweieinhalb Jahre Arbeit für einen 400-seitigen Lagebericht aufgewendet, Studien vergeben und selbst Anhörungen organisiert hat. Das Ergebnis beschreibt mit Akribie einerseits Muslimfeindlichkeit als Phänomen in allen Lebensbereichen unserer Gesellschaft. Andererseits schildert es Zuschreibungen, die auf die Ambivalenz verweisen, mit der jede Debatte über Muslime in Deutschland angesichts von Diebstahl-ja-auch-schwierig-Argumenten belegt ist.

Es beginnt schon mit der Begriffsklärung. Die Expertengruppe arbeitet mit unterschiedlichen Begriffen, spricht von Muslimfeindlichkeit, Islamfeindlichkeit und antimuslimischem Rassismus, von Letzterem mit der Begründung, Religion sei nicht immer Ausgangspunkt der Diskriminierung. Die Vorurteile sollen weder auf Ängste noch auf irrationale Gedankenspiele reduziert werden. Ungebildet, unzüchtigt, bedrohlich, die Zuschreibung pauschaler Urteile über Muslime sei kolonialgeschichtlich begründbar, jedenfalls keine individuelle Abneigung. Und sie konstruiere den Gegensatz zwischen Deutschein und Muslimsein, die Unterstellung von Fremdheit im eigenen Land. „Rassismus in der Form von heute ist ein soziales und strukturelles Phänomen“, sagt die Politologin Saba-Nur Cheema, die zum Expertenkreis gehört und Kolumnistin der F.A.Z. ist. Er äußere sich als Machtverhältnis. „In unserer Gesellschaft sind diese Stereotype normal.“

Auch Islamisten beanspruchen den Begriff „antimuslimischer Rassismus“, um zu instrumentalisieren oder ihre Kritiker zum Schweigen zu bringen. Mit Rassismuskonzepten lässt sich immer wieder erfolgreich von antidemokratischen Aktivitäten ablenken und Feindbilder zementieren, islamistische Social-Media-Accounts sind gut darin. Der Bericht beschreibt das Problem und nennt als Beispiele für die Instrumentalisierung den Umgang mit Salman Rushdie und Erdogans Boykottaufruf gegen Frankreich nach der Ermordung Samuel Patys. Aber auch die Rolle einiger Islamverbände bei der Stilisierung eines angeblich islamisch-westlichen Kultur- und Religionskampfes ist keine glanzvolle.

An den Befunden des Berichts ändert die Verwendung des Begriffs unter umgekehrten Vorzeichen nichts. Die Daten stammen aus Studien, der polizeilichen Kriminalitätsstatistik, der Dokumentation von Antidiskriminierungsstellen, und sie legen in Fülle dar, wie jeder zweite Deutsche bewusst oder unbewusst zu muslimfeindlichen Aussagen neigt, von der Zuschreibung mangelnder Integrationsfähigkeit bis zur Gewaltaffinität, von der Unterstellung von Fremdheit bis Kritik an der Rückständigkeit der Religion.

2017 gaben 41 Prozent der im Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung Befragten an, Muslimen pauschal „gar nicht“ oder „wenig“ zu vertrauen. Zur Aussage „Ich hätte nichts gegen einen muslimischen Bürgermeister in meiner Gemeinde“, wählten 2021 22 Prozent die stärkste Form der Ablehnung, „Ich stimme überhaupt nicht zu“. Dagegen identifizieren sich seit Jahren solide fünfzig Prozent mit der Einschätzung „Durch die vielen Muslime fühle ich mich manchmal wie ein Fremder im eigenen Land“. Eine aktuelle Studie unter 14- bis 29-Jährigen kommt zu dem Ergebnis, knapp 40 Prozent der Befragten gingen davon aus, muslimische Frauen seien unterdrückt. Muslimische Frömmigkeit wiederum wird in Deutschland immer wieder mit Fundamentalismus verwechselt, und junge Muslime mit höheren Abschlüssen beklagen besonders viele Erfahrungen mit Ausgrenzungen.

Am Verhältnis der Deutschen zu ihrer größten Minderheit hat sich über die Jahre trotz Solingen, 9/11, Karikaturenstreit, der Einrichtung der deutschen Is-

lamkonferenz, Thilo Sarrazin, NSU und IS-Terror wenig verändert. „Wir haben es mit einer Daueraufmerksamkeit zu tun“, sagt Saba-Nur Cheema. Zu selten sei es gelungen, mit anderen Ansichten als den ewigen Bildern vom gewalttätigen, frauenfeindlichen, fanatischen Islam durchzudringen. Zu wenig würden Muslime selbst als Opfer von Gewalt identifiziert. 898 antimuslimische Vorfälle, darunter viel Rassismus gegen Frauen, hat die vom Bundesfamilienministerium geförderte Allianz gegen Islam- und Muslimfeindlichkeit im vergangenen Jahr erfasst, 71 Körperverletzungen, 44 Sachbeschädigungen, drei Brandstiftungen, und die Angriffe auf Jugendliche und Kinder werden von Jahr zu Jahr mehr. Weil selten jemand Anzeige erstattet, sind die tatsächlichen Zahlen wahrscheinlich deutlich höher als in der Statistik.

Dass Ausgrenzung und Diskriminierung der Nährboden für die Gewalt sein können, die der Anlass für die Gründung der Expertengruppe war, halten die Autoren für offensichtlich: Der Täter von Hanau hatte sich in den Echokammern sozialer Medien radikalisiert, dort wo rassistische Reden nicht sanktioniert werden. Das Ziel, eine Shishabar, war von Rechtspopulisten über Monate immer wieder zum Symbolort für Fremde und Kriminalität stilisiert worden, wo Frauen gekauft und Drogen gehandelt würden, ein illegaler Ort, der nichts in Deutschland zu suchen habe.

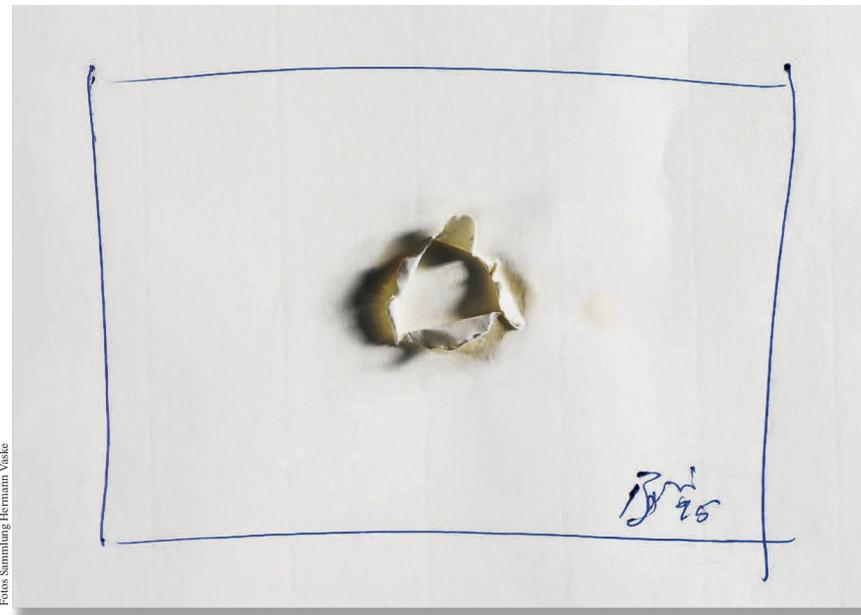
Aber was hat die Alltagsdiskriminierung mit der Gewalt gegen Muslime zu tun, und was lässt sich gegen sie ausrichten? Bilder entstehen nicht von selbst. Sie werden gesammelt, gespeichert, perpetuiert. Eine von der Expertengruppe beauftragte Studie beschreibt, dass muslimisches Leben in deutschen Medien vor allem dann vorkommt, wenn Männer aggressiv und Frauen diszipliniert werden, besonders in den Nachrichten. Politiker wiederum, die das Thema Islam zum inoffiziellen Schwerpunkt ihrer Arbeit erkoren haben, kommen in der vom Innenministerium in Auftrag gegebenen Studie relativ gut weg.

Die schlechte Nachricht gehört zum Kern des Mediengeschehens, und über islamistische Radikalisierung und ihre Strukturen muss gesprochen werden. Aber eine ernsthafte Diskussion über die Idee eines unvoreingenommenen Blicks ist erst möglich, wenn das Klischee nicht beständig reproduziert, die verbale Grenzüberschreitung nicht allzu bereitwillig hingenommen wird. Je legitimer die Vorurteile, desto naheliegender die Benachteiligung muslimischer Bewerber für Jobs und Wohnungen, muslimischer Kinder an der Schule: Tests von Jugendlichen mit arabischem Namen werden statistisch negativer beurteilt, als es ihrem Leistungsvermögen entspricht. Es fehlen konstruktive Aspekte der muslimischen Lebensrealität, schreiben die Autoren des Berichts.

Was also muss geschehen? Der Expertenkreis fordert einen Beauftragten zur Bekämpfung von Muslimfeindlichkeit, einen Sachverständigenrat, Beschwerde- und Dokumentationsstellen sowie Beratungsstellen. Es geht um Fortbildungen für alle staatlichen Einrichtungen, auch für Medienhäuser und Kitas, eine Strategie zur Entwicklung gleichberechtigter Teilhabe, ganz grundsätzlich: den Schutz von Muslimen im öffentlichen Raum.

Es liegt nahe, dass diese Bewertungen im Alltag viele neue Fragen aufwerfen. Die Lehrerin, die ihre muslimische Schülerin nach Jahren der Erfahrung kritisch nach den Freiräumen befragt, die ihre Eltern ihr lassen, wird sich keinen antimuslimischen Rassismus vorwerfen lassen wollen. Um Schuldzuschreibungen solle es jetzt auch nicht gehen, heißt es aus dem Expertenkreis, und erst recht nicht um die nächste Rassismusdebatte.

Stattdessen könnte man über die Rolle von Religion in einer Gesellschaft diskutieren, die ihre Debatten über den Glauben vor allem anhand von Kopftüchern austrägt. Am heutigen Donnerstag jedenfalls wird der Bericht an Innenministerin Nancy Faeser übergeben. In zwei Jahren ist die nächste Bestandsaufnahme geplant. „Wir sind ganz am Anfang des Weges“, sagt Saba-Nur-Cheema. Aber mit viel empirischer Evidenz im Gepäck. ELENA WITZECK



Die Antwort von David Bowie auf die Frage, warum er kreativ sei

Because und weil, it's in my blood and geil

Sommerlich heiter: Das Literaturhaus München fragt mit Hermann Vaske nach den Gründen für Kreativität

Bevor das Literaturhaus München in die Sommerpause geht, bietet es eine Ausstellung mit hohem Promifaktor, also genau dem, was zum Image der Stadt passt. Der 1956 geborene Gestalter und Filmmacher Hermann Vaske hat im Verlauf von dreieinhalb Jahrzehnten rund um den Globus Antworten von Künstlern aller Sparten auf die Frage „Why are you creative?“ gesammelt. Mehr als dreihundert dieser meist knappen Statements sind in der Schau zu sehen, sie ist die erste Kooperation des Literaturhauses mit dem Münchner Filmfest. Mit Literatur im engeren Sinn hat sie nur bedingt zu tun.

Wer als Ausgangspunkt seiner Recherche eine solche Babyfrage stellt, bekommt natürlich als Antwort gerne „weil“ – gelegentliche Abstecher in tiefere Gewässer inklusive. Die Antworten wurden überwiegend schriftlich gegeben, auf Zetteln von Hotel-Blöcken, Visitenkarten, Notizbüchern, Briefpapier, Papiertaschentüchern, Kuverts. Drei Filme ergänzen die gerahmten Antworten. Gefragt, wie er denn auf die Idee gekommen sei und wie er so lange Zeit an dem Projekt festgehalten habe, sagte Vaske bei der Vorstellung in der ihm eigenen Mischung aus Mutter- und Weltsprache: „Chuzpe und resistancy.“

Er sieht global eine „creative community“ am Werk, der er sich mit drei Filmen auf die Fersen geheftet hat. „Why Are We Creative?“ wurde 2018 bei den Filmfestspielen in Venedig gezeigt, 2021 folgte „Why Are We Not Creative?“ beim Filmfest München, das soeben auch den dritten Streich, „Can Creativity Save the World?“, uraufgeführt hat. Zur Vermarktungskette gehört der Band „The Dialectic of Creativity“. Wird die Menschheit kreativ genug sein, um der Klimakrise zu begegnen? Vaske betont den therapeutischen Nutzen, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, „wenn man mal stuck ist oder 'ne Blockade hat“.

An den Längsseiten des Ausstellungsraums hängen die gleichformatig ge-

rahmten Antworten, je vier übereinander, an der Stirnseite in Petersburger Hängung, die so weit nach oben reicht, dass man nicht mehr alles entziffern kann. Beeindruckend, wer sich alles zu einer Antwort bequem hat, beeindruckend auch die Bandbreite zwischen Ratlosigkeit, Überzeugung, Überheblichkeit und Witz: Manche antworten mit Weißraum wie Charles Saatchi, andere weisen die Frage zurück, wie der Oscarpreisträger Christoph Waltz, der befundet: „creation happened already“.

Peter Scholl-Latour ist sich wie Billy Wilder nicht sicher: „Am I really creative?“ Für den Literaturnobelpreisträger Günter Grass dagegen ist die Sache klar: „Weil ich muß!“ Am ausführlichsten hat Jonathan Meese geantwortet, der neun Seiten „Reflections“ beisteuert. Niki Lauda schiebt seine Kreativität aufs Blut, Regisseur Tony Kaye signiert sogar mit Blutspritzern. Recht beliebt ist die Einlassung, man könne eben nicht anders, so bei Salman Rushdie („Because I seem to have no choice in the matter“) und Nick Cave. Gegenteilig empfindet Tomi Ungerer („Because I don't have to“). Im Vollbewusstsein seiner Bedeutung John Cleese („Because I know how to PLAY with ideas“). Donna Leon müht sich um Trennschärfe („I'm not creative, just imaginative“). Als angeboren empfindet Ephraim Kishon die Kreativität, ebenso Pedro Almodóvar („I suppose that I was born with that necessity“).

Der Journalist Giovanni di Lorenzo ist blank („Mir fällt keine Antwort ein!“), auch Charlotte Rampling passt („My mind is blank“). Laurie Anderson findet die Alternative, es nicht zu sein, „way too boring“, Damien Hirst zeichnet einen ejakulierenden Penis und eine Vulva als

Erklärung. Dadaistisch der Spaß-Punker Ian Dury („Yes Ian x say, be cause your own“), aus der gleichen Epoche grüßt Ronnie Biggs, der berühmte Posträuber und Gastsänger der Sex Pistols, der als Antwort eine Dampflok mit der Aufschrift „Royal Mail“ zeichnet.

Schließlich die Liebe als Urgrund bei Hannelore Elsner („Weil ich lebendig bin / weil ich einen wunderbaren Sohn habe / weil ich mich mag“). Christian Kracht sieht auch die Liebe am Werk („Because I am in love“). Bei Julian Schnabel war es die Mutter, ebenso bei T. C. Boyle, allerdings in einem anderen Phänotyp („Because my mother was a fish“). Er spielt damit auf Kapitel 19 von William Faulkners Roman „As I Lay Dying“ von 1930 an, das nur aus einem einzigen Satz besteht: „My mother was a fish.“ Stephen Frears rät, den behandelnden Analytiker zu fragen, und im Falle Heinos ist es „meine Frau Hannelore“.

Kreative Vorbilder gibt es auch, für Dennis Hopper steht alles, was man zum Thema sagen kann, in Rainer Maria Rilkes „Brief an einen jungen Dichter“. Ausweichversuche kommen selten, der Filmregisseur Ridley Scott will sich eher nicht in die Karten schauen lassen, wenn er Kreativität immer noch besser als Fensterputzen findet. Der unlängst verstorbene Schauspieler Peter Simonischek gibt sich demütig („Not macht erfinderisch“), während der Maler Neo Rauch hinreißend salomonisch schreibt: „Aus Sicherheitsgründen.“ HANNES HINTERMEIER

Why Are You Creative? By Hermann Vaske. Im Literaturhaus München; bis zum 30. Juli. Kein Katalog.



Kurz und bündig fiel die Antwort der Schauspielerin Tilda Swinton aus.

Erinnert an das legendäre „Titanic“-Cover von 1989: Der Grafiker Klaus Staack interpretiert die Banane neu.

Kaum zu glauben: Der große Billy Wilder war sich seiner selbst nicht sicher.



Du mein Affe!

Von Christian Geyer

Auch von den Rändern unserer Begabungen her, dort wo Laute gleichzeitig mit Mund, Nase und Rachen erzeugt werden, sind sich Mensch und Menschenaffe nahe. Die Wissenschaft hat festgestellt, dass Orang-Utan und Mensch – mit evidenzbasierter Vorstellungskraft jetzt hier allgemeinverständlich gesprochen – in einem Talentschuppen für Beatboxen Schulter an Schulter stehen könnten, um im Hip-Hop-Schlagsound kombinierte Rhythmen ertönen zu lassen. Bis die Töne sitzen, ist viel Geduld erforderlich; dem Orang-Utan scheint das Vermögen spontaner auszuschlagen als den menschlichen Kandidaten, die im Internet für die Anleitungen zu dieser Kunst posieren. Eine Klangkunst, die bei den Orang-Utans einer Bedrohungssituation entspringt, wenn es für sie darum geht, gleichzeitig mampfende und grummelnde Warnlaute von sich zu geben, als eine Art Urakustik, in welcher sich das nackte Leben artikuliert, wobei das volle Grummel- und Mampfprogramm mit Kehlkopf, Lippen und Zunge bespielt wird. Wir wissen nicht, wie es ist, ein Orang-Utan zu sein, auch nach den viertausend Stunden nicht, die von den Forschern der University of Warwick in England investiert wurden, um Tonaufnahmen von Orang-Utan-Männchen aus Tuanan auf Borneo und Orang-Utan-Weibchen aus Ketambe auf Sumatra auszuwerten und in der Fachzeitschrift „PNAS Nexus“ zu dokumentieren. Jeder Versuch, über die Kenntnisnahme der Empirie hinaus sich einen menschlichen Reim auf sich grummeln und Mampfen zu machen, bleibt zuletzt in den anthropomorphen Schleifen hängen, innerhalb derer man uns sagen möchte, wie es ist, ein Orang-Utan zu sein – jetzt, wo wir die komplexe Lautentwicklung mit menschlicher Höranleitung auf Tonband haben, mit vermeintlich noch mehr Recht. Anders gesagt: Auch die neuesten Talente des Orang-Utans machen den Menschenaffen nicht menschlicher, es sei denn im fiktionalen Register anthropomorpher Wünschbarkeiten. Umgekehrt sind die Befunde aus England ein weiterer Anstoß, die Wissenschaft vom Menschen und seiner Entwicklung nicht im binären Schema von Natur und Kultur festzusetzen, sondern Anthropologie als Verbindung von Philosophie und Feldforschung zu betreiben, wie es Philippe Descola in seinem Buch „Jenseits von Natur und Kultur“ unternimmt. Demnach lässt sich der Frage, wie es ist, ein Mensch zu sein, nur näher kommen, sofern auch dessen grummelnder und mampfender Ton getroffen wird. Was „wir“ können, kann der Orang-Utan teilweise schon lange. Was immer ihm an Menschlichkeit abgeht: Es gibt im Talentschuppen kein „wir“ ohne ihn.

Nachlass von Borges geklärt

Der Streit um den Nachlass von Jorge Luis Borges (1899 bis 1986) ist geklärt. Ein Gericht in Buenos Aires hat jetzt entschieden, dass die fünf Nichten und Neffen von Borges' Witwe Maria Kodama – drei Frauen und zwei Männer – rechtmäßige Erben des Werkes des bedeutendsten argentinischen Schriftstellers des zwanzigsten Jahrhunderts sind. Maria Kodama, die im vergangenen März starb, war die zweite Frau des Schriftstellers und hatte die Rechte des Autors nach seinem Tod betreut. In ihrem Besitz befinden sich auch wertvolle Handschriften, darunter aus der besonders kreativen Phase der Vierzigerjahre, die mit Erzählbänden wie „Fiktionen“ und „Das Aleph“ Borges' Welttrium begründete. Die Philologin Maria Kodama hatte Borges erst in dessen letzten Lebensmonaten nach zwei Jahrzehnten des Zusammenlebens geheiratet. Gestorben ist er in Genf, wo er auch begraben liegt, einen Steinwurf entfernt von Calvin. Kodama ihrerseits starb ohne Testament, sodass in Argentinien eine Debatte über die Rechte an Borges' Werk begann. Kurz darauf erhoben fünf Personen vor Gericht Anspruch darauf – Mariana, Maria Belén, Matías, Martín und María Victoria Kodama – und wurden zwei Monate darauf in ihren Rechten bestätigt. F.A.Z.